Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 13 (1937-1938)
Heft: 2

Artikel: Der strenge liebe Gott
Autor: Schweizer, L.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066346

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der strenge liebe Gott

Von L. Schweizer

Illustration von O. Bachmann

Die nachfolgende ergreifende Schilderung zeigt, wie die Religion, die wie nichts anderes auf der Welt berufen ist, das menschliche Herz leicht zu machen und zu erheben, durch falsche Vermittlung das Gegenteil bewirken kann.

Über den Religionsunterricht meiner Kindheit müsste man das Motto setzen: « Denn ich, der Herr, bin ein eifriger Gott und lasse meiner nie spotten. » Jeder Schultag begann mit einer Stunde Religion, und vom zweiten Schuljahr an, sobald wir lesen konnten, hatten wir auf jede dieser Stunden eine Anzahl Bibelsprüche und zwei Strophen eines Chorals zu lernen. Dieser Memorierstoff stellte den Extrakt der jeweiligen Belehrungen und Forderungen dar. Heute will mir scheinen, diese Forderungen und Drohungen seien für ziemlich dickfellige, widerborstige und stumpfe Gemüter berechnet — es ist also wohl kaum zu verwundern, wenn ein zartes, wehrloses Kindergemüt von ihnen fast zermalmt wurde. Der liebe Gott verfolgte mich eigentlich beständig überlebensgross, und darum wurde jedes Versagen, wie es in einem normalen Kinderleben — und schliesslich auch unter den Grossen — täglich vorkommt und mehr oder weniger geräuschvoll verwunden wird, zur Tragödie.

So die einzige Lüge, derer ich mich aus der Schulzeit erinnere. Es fiel eines Tages der Lehrerin ein, zu fragen, wer daheim den aufgegebenen Abschnitt gründlich gelesen habe. Bisher hatte sie nicht danach gefragt, und ich hatte die Aufgabe nie gelesen, weil ich sie ohnehin konnte. Nun aber drohte mich das Geständnis der Wahrheit in die Kategorie der Ungehorsamen zu bringen, und davor erschrak ich furchtbar. Heimlich zitternd vor Aufregung hielt ich mit den Gehorsamen die Hand auf, nur halb zwar und zaghaft, aber doch sichtbar, und das ge-

nügte zu meiner Rettung. Ich konnte ihrer aber nicht froh werden, denn sofort erhoben sich alle Stimmen des Gewissens, der Angst und Furcht: Du hast gelogen!

Das war gewiss richtig und in Ordnung, zuviel aber waren die Vorstellungen von schauerlichen Strafen, die uns beigebracht worden waren: jede, auch die allerkleinste Lüge führte unweigerlich in die Hölle. Dieser Ort der Vergeltung war uns drastisch und unermüdlich geschildert worden: Ein gewaltiges Feuer, das ewig währte. Das Wort « ewig » prägte sich mir zuerst in Verbindung mit der Hölle ein: nie, gar nie konnte das Höllenfeuer erlöschen, es brannte ohne Unterbruch und immerzu, und darinnen schmorten die Sünder in ewiger Pein. In nächtlichen Schreckträumen sah ich das ewige Feuer lodern, sah den Teufel mit seiner grossen Gabel darin herumrennen und die Verdammten, die sich retten wollten, immer wieder hinein und tiefer hinein stossen. Und nun war ich selber der Hölle verfallen.

Ich weinte nachts heimlich vor Angst und Reue in mein Kissen und bat den lieben Gott flehentlich um Vergebung und Schonung. Ich wusste aber, dass zu einer richtigen Vergebung eines nötig war: das Geständnis der Sünde. Lange Zeit nahm ich mir jede Nacht unter Tränen vor, am nächsten Tage gewiss zu gestehen; aber wenn ich dann vor der wohlwollenden Lehrerin stand und in allen ihren Mienen und Worten die Voraussetzung meiner beispielhaften Musterhaftigkeit fühlte, dann entsank mir der Mut, den schönen Nimbus zu zerreissen. So oft ich einen Anlauf nahm, blieb ich vor dieser strengen Güte, die einen Fehler meinerseits ein für allemal ausgeschlossen zu halten schien, stecken. Ich trug meine Angst und meine vergeblichen Vorsätze durch viele verweinte Nächte.

Schliesslich erfand der robustere Teil meiner Natur einen Ausweg: In den frommen Geschichten, die man uns erzählte, gestanden auch die bösesten und widerspenstigsten Sünder, selbst wenn sie ein Leben lang gesündigt hatten, doch ihr Unrecht vor dem Tode noch ein. Vor dem Tod endlich bekamen sie Angst vor der Hölle und bekannten ihre Sündhaftigkeit, und im letzten Augenblick, vor der Höllenpforte, wurde ihnen vergeben. Es hiess sogar in der Bibel, im Himmel herrsche mehr Freude über einen Sünder, der Busse tue, als über einen Gerechten, der der Busse nicht bedürfe, und diese Bekehrungsgeschichten waren immer die schönsten. So tröstete ich mich denn, vor meinem Tode werde ich meine Lüge aber ganz gewiss noch bekennen, und ganz heimlich hegte ich — nicht unbegründet jedenfalls — die Hoffnung, bis dahin werde es noch sehr lang dauern.

Das Safrandöslein

Eine ähnliche Geschichte trug sich um einen Diebstahl zu. Wir waren bei Verwandten auf Besuch, und da fand ich auf dem Fenstergesims der Küche ein leeres Safrandöslein. Da ich damals gerade einen Sammeleifer für Döslein und Schächtelchen hatte, griff ich unbesonnen nach dem Ding und steckte es in die Tasche. Gleich aber fingen die Geister der Religionsstunde an zu schreien: Gestohlen, gestohlen! Du kommst in die Hölle! Ich wehrte mich einen Augenblick, das Diebsgut wieder hinzulegen, und dann wurde es zu spät, weil beständig Leute da waren. Leicht ist auch möglich, dass mir die Anwesenheit von andern heimlich ein willkommener Grund war, den begehrten Gegenstand noch zu behalten. Jedenfalls blieb er in meiner Tasche, bis wir am Abend nach Hause fuhren. Auf einem Wagen sass ich mit den Geschwistern und hatte in jedem Arm ein kleineres zu halten. Vorn sassen die Eltern. Der Vater lenkte das Rösslein, die Mutter hielt das Kleinste im Arm und ermahnte mich hie und da, auf die andern gut acht zu haben. Es wurde eine stockdunkle Nacht, der Wagen holperte auf dem schlechten Strässlein. Mögen die nächtliche Einsamkeit, die Anstrengung und Ermüdung und meine Aufgabe miteinander auf mich eingewirkt haben:

meine Quälgeister erhoben einen furchtbaren Tumult: Diebin, Diebin! Die Hölle, die Hölle! Jetzt hätte ich das Döslein wegwerfen mögen, aber ich konnte ja meine Arme nicht gebrauchen. Das Sündending brannte durch die Kleider, als frässe schon das Höllenfeuer an meinem Leib. Ja, ich wollte es wegwerfen, sobald ich nur konnte. Daheim aber reute es mich wieder, und zudem meldete sich die Lehre: Wegwerfen ist keine Sühne, bekennen muss man! Wem aber hatte ich zu bekennen? Den Bestohlenen. Das waren meine Verwandten, und wir kamen nur alle Jahre einmal dorthin. Das war Ausflucht und Verdammung zugleich. Wieder schluchzte ich die Nächte in Sündenpein und Vorsätzen, und wieder fand ich, als die Übermüdung von der Qual einen Ausweg verlangte, den Trost, auch dieses Bekenntnis habe Zeit bis zu meinem Totenbett.

Die alte Lehrerin wäre wahrscheinlich, hätte sie die Wirkung ihrer Unterweisung geahnt, recht zufrieden gewesen. Denn eben das war beabsichtigt, mit Angst und Furcht das Gewissen zu schärfen. Nur das scheint jene Abschreckungstheorie nicht bedacht zu haben, dass eine andauernde und tiefgreifende Schädigung des persönlichen Selbstgefühls, das jeder Mensch notwendig zum Leben braucht, in gar keinem erträglichen Verhältnis mehr steht zu einer Schullüge oder zu einem leeren Safrandöslein, dass die ständig wiederholte und eingeprägte Lehre, jede allerkleinste Sünde ziehe unweigerlich eine immer grössere nach sich, ein junges, ungeschütztes Selbstgefühl im Keim zerstören kann.

*

Eines Tages erzählte die Lehrerin vom Jüngsten Gericht. Einmal werde der Heiland wiederkommen und Gericht halten über die Welt. In einer Wolke, wie er zum Himmel gefahren, werde er wieder erscheinen, und die Erde werde beben und bersten. So schnell werde er da sein mit seinem Gericht, dass, wer auf dem Felde sei, nicht Zeit mehr finde, nach Hause zurückzukehren, und wer auf dem Dache sei, sich nicht mehr in sein Haus zu retten vermöge. Und die Menschen werden sich zu verantworten haben über jedes Wort, das sie in ihrem Leben gesprochen und erst recht über jede ihrer Handlungen. Da werden die Schafe von den Böcken geschieden, die einen zur Rechten und die andern zur Linken des Richters, und die zur Rechten gehen ein in das ewige Leben, und die zur Linken werden verdammt in das ewige Feuer.

Ich nehme gern an, dass solche Dinge heute nicht mehr den Achtjährigen erzählt werden, ich will es zu Ehren der heutigen Pädagogik hoffen. Die Wirkung auf mein damaliges Gemüt war schauerlich. Am heftigsten quälte mich die unfassbare Vorstellung, die Menschen sässen vor dem Jüngsten Gericht auf ihren Dächern. Von morgenländischen, flachen Dächern konnte ich in meinem Dorfe nichts wissen (es gab damals hier überhaupt noch keine), und so sah meine aufgeschreckte Phantasie die verzweifelten Menschen rittlings auf unsere hohen, spitzen Dachgiebel gebannt. Das Entsetzen verdichtete sich in einen Angsttraum, der jede Nacht wiederkehrte: Schwarze Wolken fegten über die Erde, der Boden krachte und barst, auf den wankenden Häusern schrien die Menschen in Todesangst, andere liefen von den aufberstenden Feldern den Häusern zu und stürzten in die Spalten, aus denen Rauch und Feuer hochquollen und durch all den grausigen Untergang donnerte eine Stimme: « Jetzt werdet ihr gestraft für jedes böse Wort! Für jedes böse Wort! Für jede Sünde! Für jede Sünde! »

Ich erwachte jedesmal nass von Schweiss und Tränen und wand mich weinend in meinen Gewissensqualen. Denn hie und da hatte ich trotz aller Bravheit mit meinen Geschwistern gezankt und sie dabei mit den dorfüblichen Schimpfnamen bedacht! Wenn ich diese alle am Jüngsten Tage gestehen musste! Noch schlimmer war, dass ich heimlich böse Gedanken gehabt hatte, und die Lehrerin hatte versichert, die gälten so

viel wie böse Worte, der liebe Gott kenne jeden Gedanken in jedes Menschen Herz.

Wenn ich mich aber meiner heimlichsten Gedanken erinnerte und gewärtigte, sie am Jüngsten Tage gestehen zu müssen, dann fühlte ich das strafende Höllenfeuer schon in allen Adern. Denn ganz heimlich hatte ich schon oft mit dem lieben Gott gerechtet und gehadert. Ganz, ganz heimlich nannte ich ihn hie und da nicht einen lieben, sondern einen bösen Gott, wenn ich vor seinen vielen Verboten und Drohungen mich dermassen fürchtete, dass mir nur die Flucht in den Trotz übrigblieb, wenn ich weiterleben wollte. Wenn er aber wusste, wie gram ich ihm heimlich seiner Strenge wegen war, wie oft ich mich zuinnerst gegen seine Allmacht auflehnte — wo er doch so mächtig befahl, dass man ihn lieben und verehren sollte!

Um die Weihnachtszeit hatte ich « die Metzg » in die Häuser der Dorfautoritäten zu tragen, den Geschenkanteil von unserm Schlachtschwein, den man für anständig hielt: Einen ordentlichen Rippenbraten, einige Brat-, Blut- und Leberwürste. Wenn ich das sauber verhüllte Körbchen abgab, erhielt ich ebenfalls ein Geschenk, und das war immer ein « Helgeli » aus einer biblischen Geschichte mit einem entsprechenden Spruch. Einmal aber gab mir die Lehrerin ein Heftlein, mein erstes eigenes Buch. Es trug den Titel: «Gottes Hilfe». Ich sehe das Umschlagblatt in starken Farben noch heute vor mir: Eine ehrwürdige Frau steht vor ihrem Bett, im Nachtgewand, sichtlich bereit, sich zur Ruhe zu legen. Sie hebt schon den einen Fuss. Unter dem Bett aber langt eine grobe Hand hervor, nach dem andern Fuss, und im Dunkel grinst ein schauerlich struppiger Kopf mit riesigen Funkelaugen. Das Bild hat mich wochen- und monatelang im Schlaf und Wachen verfolgt. Das Heftchen brachte zwar einen besänftigenden Text dazu: Die Frau bemerkte den Übeltäter rechtzeitig, und sie ergriff die Bibel, die ständig auf ihrem Nachttisch lag, und las daraus mit

Edm. Bille **Vendangeuse, Pinselzeichnung**

lauter Stimme Gottes Wort. Da erkannte und bereute der böse Mann seine Sünde, tat Busse und bekehrte sich auf der Stelle. Er wurde ein eifriger Missionar.

Das Heftlein enthielt eine Anzahl solcher Beispiele von Gottes Hilfe: Eine sehr fromme Frau fiel aus dem höchsten Fenster ihres sehr hohen Hauses auf die Strasse und nahm nicht den geringsten Schaden. Einem frommen Mann schlug der Blitz in sein erntevolles Haus, ohne zu zünden. Einen Kranken machte Gott auf wunderbare Weise sofort gesund, als er darum betete. Einer armen, frommen Familie brachte, als sie um Hilfe betete, ein Reicher Nahrung und Kleidung die Fülle.

F. Hoffmann Federzeichnung

Das alles machte auf mich seinen beabsichtigten Eindruck. Kaum beabsichtigt war aber der Eindruck des Umschlagbildes, der einzigen Illustration : Das drohende Gesicht unter dem Bett wurde zu meiner fixen Idee. Wenn ich zu Bett gehen sollte, wagte ich mich nicht näher als zwei Meter heran. An allen drei übrigen Wänden legte ich mich auf den Bauch und starrte unter mein Bett, um mich zu überzeugen, ob auch wirklich kein Bösewicht darunter lauere. Und die Feststellung, dass der niedere Raum dort unten wirklich leer war, beruhigte mich noch nicht. Für alle Fälle, mochte es unter dem Bette noch so untrüglich harmlos aussehen — da ich doch das bunte Bild in meinem Kopfe hatte — begab ich mich in den entferntesten Winkel der Stube, nahm von da aus einen tüchtigen Anlauf, um mein Bett mit einem weiten Sprung zu erreichen. Jedesmal, wenn es mir gelungen war, unter die Decke zu schlüpfen, ohne die gefährliche Zone direkt vor dem Bette zu betreten, war ich wie erlöst. Eine Zeitlang guckte ich noch vorsichtig über den Bettrand hinaus und sah oft in meiner Einbildungskraft die grobe Hand hervorlangen. Ich rettete mich aber in die Annahme, die Funkelaugen könnten in der Dunkelheit — denn die Prozedur ging ohne Licht vor sich — nicht so weit, wie ich angelaufen war, gesehen haben, kroch für alle Fälle noch tief unter die Decke, um nach dem überstandenen Abenteuer einschlafen zu können. Wenn ich mich recht erinnere, bin ich mindestens zwei Jahre lang nie anders zu Bett gegangen. Irgendeinmal wurde mir die Sache zu umständlich, ich wagte das Ungeheuerliche, vor das Bett zu treten, und da nichts geschah, war ich von meinem Wahn geheilt.

Das Wunder

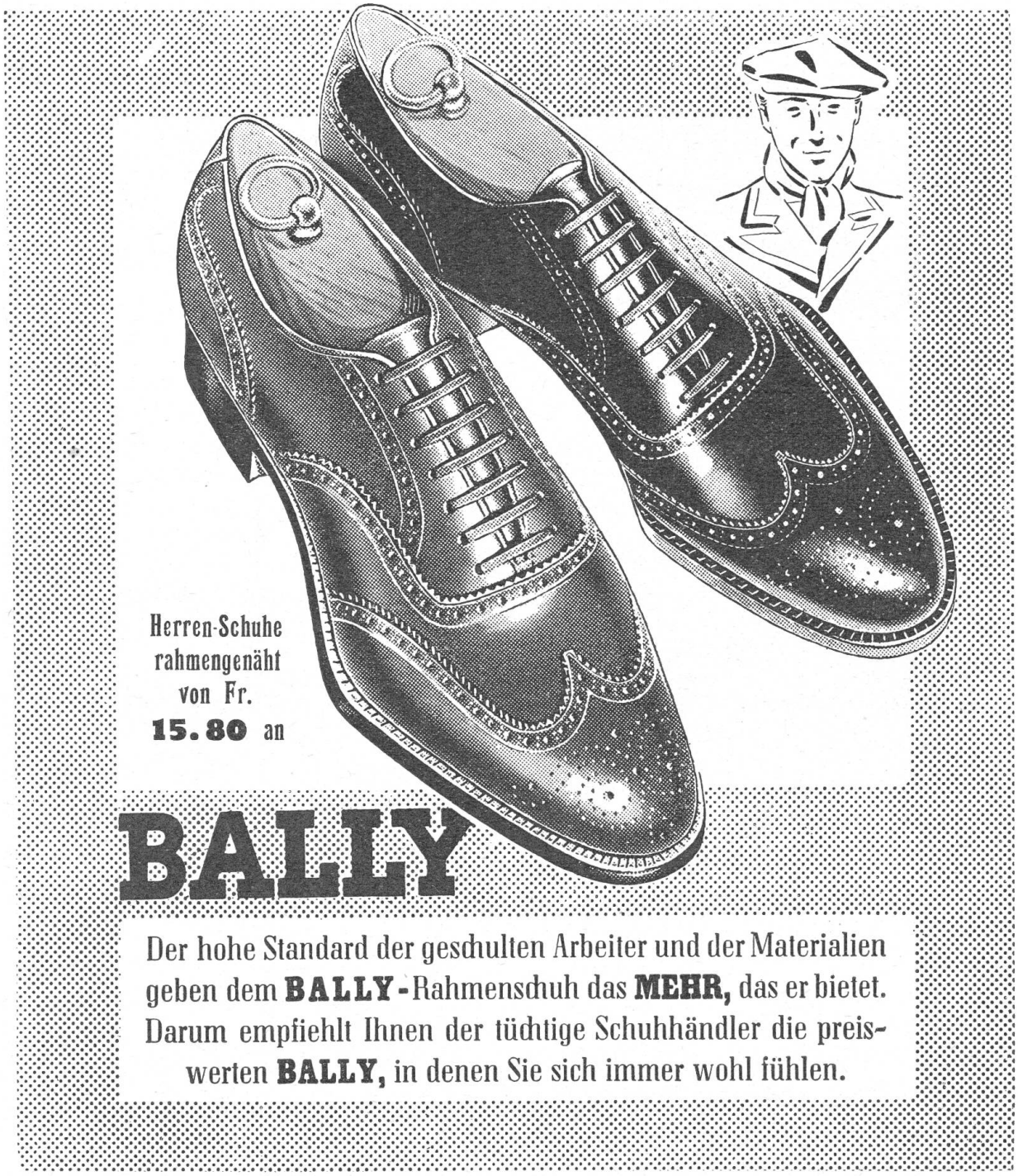
An einem Sonntagnachmittag studierte ich die grosse Hebelwaage, mit deren Hilfe die Bauern ihren Milchertrag zu kontrollieren pflegten. Zwei blank vernickelte Stangen liessen sich auf und ab schaukeln. Da sie aber so hoch angebracht waren, dass ich sie nur schwer erreichen konnte, suchte ich mir zu helfen, indem ich einen Strick darüber warf, dessen Enden ich um meine Arme wickelte, um auf diese Weise zu schaukeln. Das war ganz vergnüglich — bis ich in der obern Stange, die den Strick zu tragen hatte, einen Riss bemerkte. Schleunigst verliess ich den Raum und beichtete der Mutter. « Die Stange gehört den Bauern,

die werden dir etwas sagen!» — Ich schlich nur noch herum wie eine Seele im Fegfeuer. Wenn die Bauern zum Wägen kommen würden, erwartete ich alle nur erdenkbare Schmach und Schande. Da flüchtete ich zum lieben Gott, der mir diesmal wirklich lieb war. Die Lehrerin pflegte zu versichern, er helfe aus jeder Not, wenn man ihn ganz ernstlich darum bitte. Ich betete also in einem stillen Winkel mit aller Dringlichkeit und Inbrunst, der liebe Gott möge die Waage wieder ganz machen, er möge mich nur dieses Mal vor der schlimmen Strafe erretten, ich würde ganz gewiss nie und nimmer mehr an die Stange hangen. Ja, ich versuchte, den lieben Gott gnädig zu stimmen, indem ich ihm ein Opfer versprach: Ich wollte aus meinem Sparkässelein einen ganzen Fünfziger den armen Heiden schenken, wenn der liebe Gott mich erhörte und mich vor den Folgen meines Unglücks schützte. So rang und flehte ich mich in einen unruhigen Schlaf.

Die Waage wurde wieder benützt, und nichts Besonderes geschah. Ich trieb mich zitternd in den Winkeln herum und wartete; aber alles lief wie gewohnt ab. Die Leute kamen und gingen, niemand hielt sich weiter auf. Endlich getraute ich mich in den Raum hinein, spähte von fern nach der Stange. Sie leuchtete blank und unversehrt. Ich drängte mich vor und sperrte die Augen auf: Das Wunder war geschehen, der liebe Gott hatte geholfen! Ich richtete ein inniges Dankgebet an ihn und nahm mir vor, bei erster Gelegenheit heimlich den Fünfziger an mich zu nehmen, um auf den nächsten Sonntag mit dem Opfer bereit zu sein. Denn in der Sonntagsschule wurde jeweils der Negerknabe, der nichts als ein weisses Hemdlein auf seinem schwarzen Leibe trug und mit empor gehobenen gefalteten Händen neben der Ritze auf einer Kasse kniete, herumgetragen, und jedes warf sein Scherflein für die armen Heiden ein. Wir Geschwister bekamen immer einen Fünfer von der Mutter. Ein Fünfziger war für ein einzelnes von uns ein Vermögen.

Es gelang mir, das Opfer unbemerkt in meinen Besitz zu bringen. Da es aber bis zum Sonntag noch einige Zeit hatte, lag nun die Obhut und Sorge über das Geldstück auf mir und zwang meine Gedanken einseitig und angestrengt in diese eine Richtung. Da hatte auch die Selbstsucht Zeit, sich zu regen, und in ihrem Gefolge die heimlichsten Gedanken gegen den lieben Gott. Wie hatte er eigentlich die Waage geflickt? Warum tat er das Wunder so still und unbemerkt, wo ich doch so gern, wie die Menschen in der Bibel, seinem Wirken zugeschaut hätte? Und — das war das Auffälligste — warum sprach die Mutter, die doch darum gewusst hatte, kein Wort mehr von der Sache? Sie, die doch ernst darüber wachte, dass dem lieben Gott gebührend gedankt wurde für jede Wohltat? Das schlechte Gewissen hinderte mich, sie zu fragen. Aus den Grübeleien tauchte aber eine kühne Frage empor: Wie, wenn nicht der liebe Gott, sondern der Vater die Waage geflickt hätte? Zweifellos konnte der Vater das auch, und wenn er es tat, bevor sonst jemand den Schaden bemerkt, dann war ich auch gerettet. War ich nun dem lieben Gott meinen Fünfziger schuldig oder nicht?

Der Widerstreit dauerte einige Wochen. Ich hütete das strittige Geldstück peinlich. Als ich am ersten Sonntag dem Neger nur den Fünfer gab, nickte er weniger tief als sonst. Am zweiten Sonntag sah er mich fragend an, und ich erzitterte. Den Fünfziger aber behielt ich noch. Am dritten Sonntag nickte der Schwarze dem Fünfer gar keinen Dank mehr und seine Augen leuchteten gefährlich. Da ergab ich mich meinem Gewissen und steckte das nächstemal mein Vermögen ein. Und siehe da, der arme Heide nickte tief und lächelte mich an! Ich war erlöst, aber ganz heimlich rumorten die bösen Gedanken.


Herren-Schuhe
rahmengenäht
von Fr.
15.80 an
BALLY
Der hohe Standard der geschulten Arbeiter und der Materialien geben dem BALLY-Rahmenschuh das MEHR, das er bietet. Darum empfiehlt Ihnen der tüchtige Schuhhändler die preiswerten BALLY, in denen Sie sich immer wohl fühlen.